

Veronika [Schluss]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Haus um. Nichts lag oder stand oder hing ihr recht; sie streckte ihre Hände zur Decke empor, als ob sie diese höher hinauf heben müßte; den Boden, der saubert gewaschen, aber, wie es dort zu Lande Brauch ist, mit grobem Sand bestreut war, damit der Schmutz der Schuhe das Holz nicht erreiche, fand sie abscheulich, die Küche und ihre Ausstattung armselig; den Stall nannte sie eine Mistgrube, die Kammer ein Lumpennest, den

Brunnen, dessen Röhre etwas klotzig geraten war, einen Galgen, das ganze Haus ein „Hubelhüttli“. Was man auf den Tisch stellte, beschnüffelte sie, wie eine verwöhnte Kaze ein Stück Roggenbrot; wenn sie aß, schien sie zu fürchten, die Zähne fallen ihr bei herzhaftem Zubeißen aus dem Munde, und bei der Arbeit benahm sie sich so zimperlich, als hätte sie ihre ganze Jugend in der Stadt zugebracht.

(Fortsetzung folgt).

Veronika.

Eine Dichtung von Ernst Zahn.

(Schluß.)

III. Die Seuche!

In fernen Klüften wimmerte der Föhn.
Tieffschwarzer Wolken düstere Verhänge
Auf Firnen lasteten und Felsenhö'n.
Dem Volk ward schwül in seinem Thal und enge.
Stoßend des Tages Atem ging und heiß,
Und schwer und glühend war der Hauch der Nächte.
Die Lust war lahm, verschlafen war der Fleiß,
Furchtsam wie Diebe schlichen Herr und Knechte.

Geschwätzig nur vom Morgen an die Nacht
Wehklagte da und dort die Totenschelle.
Den Schrei, auf Menschenlippen schon bewacht,
Gellte das Erz von Kirche und Kapelle,
Den Schrei der Furcht. Er wanderte hinaus,
Klingklang, kurzatmig wie ein Schlag auf Scherben.
Zusammen fuhr das Volk in Gaß' und Haus,
Und immer klang's, tagtäglich: Sterben — Sterben!

In seiner Hütte rastete zu Steg
Erni, der Arzt, auf eine kurze Weile,
Er, der sonst Nacht und Tag auf Gaß' und Weg,
Ein Helfer, schritt in nimmermüder Eile,
Ein Retter, der dem Volk landauf und ab
Gen Siechtum, Tod allein noch Hoffnung gab,
Dem fieberirre Züge sich verklärten,
Wo er erschien, den Hunderte begehrten.

Und Erni saß, die mächtige Gestalt
Gebeugt von seiner Pflichten Ueberlasten.
Der Schlaf schloß ihm die Lider mit Gewalt,
Den er am Werk umsonst gesucht, im Rasten
Zwingend zuletzt in seiner Arme Haft;
Doch ob versagte seines Leibes Kraft,
Im Haupte ruhten nimmer die Gedanken,
Und schlummernd war der Arzt bei seinen Kranken.

An sieben Tage war's, daß unverseh'n
Die Seuche in die Thäler sich geschlichen,
In sieben Tagen, schweren Schritts entwichen,
War unterm Thalvolk eine Mahd gescheh'n,
Wie Sturmwind schwanke Halme niederweht;
Hin sanken Kinder, Greise, Männer, Frauen,
Und alle ließ den Arzt der Schlummer schauen,
Die ihm sein Widerpart, der Tod, gemäht.

Und die Verzweifelnden, die Todbereiten,
Die Hoffnungsstarken standen vor ihm auf,
Bunter Gestalten Volk lief wirr zu Haus
Und ließ der Traum an ihm vorüber gleiten.
Doch aus der Fülle tauchte der Gesichte
Ein Mädchenbild, seit Tagen nicht geschaut,
Er kannte die Gestalt, die schlanke, schlichte,
Das stille Antlitz war ihm wohl vertraut.

„Josepha!“ stammelte der Schläfer. Da
fuhr jäh er auf, aus Traum und Schlaf gerissen:
Von schwerer Faust ein Pochen, hastbesessen,
An seiner Stube dunkler Thür geschah,
Und zitternd ungeduld'ge Hände nahmen,
Die Klinke meisternd, Gastrecht mit Willkür.
Kreischend schlug an die Wand zurück die Thür,
Und Hans, der Schmiedegeselle, stand im Rahmen.

Schweißfeucht und wirr das graugesträhnte Haar,
Zitternd vor Furcht, all' seiner Mannheit bar,
Trat er herein und hob die Furchenhände,
Wie sie der Bettler hebt nach milder Spende. [Kommt!
Und „Herr!“ begann er stammelnd, „folgt mir!
Es mäht und mäht, ein unbarmherziger Schnitter,
Der Tod zu Geschenen. Die Not ist bitter,
Und keine Hilfe, wenn nicht Euere frommt!“

Den Blick, den flugen, klar und ruhig, sah
Auf ihn der Arzt und sprach: „Müßt' ich euch lehren,
Was ihr besitzt? Wo die Veronika
Der Kranken wartet, bin ich zu entbehren!“
Doch der Gesell: „Ihr kennt die Schmiedin nicht!
Die Seuche nennt sie Gottes Strafgericht!
Heißt harten Sinns das Volk, was Gott schießt, fragen
Und will nicht retten, die sein Zorn geschlagen!“

Der Arzt schwieg still. Da sprudelte dem Knecht
Die Rede weiter: „Zu der Schmiede fanden
Arm sie und reich, aus jeglichem Geschlecht
Bettelnd den Weg und warteten und standen,
Gesenkt das Haupt, kein Auge thränenleer;
Die Schmiedin aber ließ sich nicht erbitten.
Da hat es länger, Herr, mich nicht gelitten,
Und das Erbarmen jagte mich hieher!“

erstarb. Dann wieder klang es „Tack! tack! tack!“ durch den Wald und wiederhallte wie in einer Kirche. Es war ein Specht, der an den Stämmen auf und ab hämmerte; die Kinder aber bildeten sich ein, der an ihre Thüre poche, sei einer aus der Welt draußen, die sie nichts anging, von der sie nichts wissen wollten; und sie flüsterten sich zu: „Rühr dich nicht! Wir lassen niemand herein!“ Besonders süß und geheimnisvoll aber war es, wenn der Wind oben in den Wipfeln der Tannen und Föhren und im Laub der Eichen und Buchen seine Musik aufspielte und der ganze Wald zu leben und zu atmen und zu singen schien: die Luft und das flüsternde, rauschende Laub, die schwingenden Aeste und die klingenden Zweige, die Knarrenden, hin- und hergewiegten Stämme der Fichten und der raschelnde Boden, auf den dürres Holz fiel. So stellten sich die Kinder das Leben im Himmel vor: man hört alles und sieht alles, hat Musik und Unterhaltung den ganzen langen Tag und nichts zu thun, als die Ohren zu spitzen und das Herz vor Freude hüpfen lassen; und draußen hinter den Stämmen und Kronen, da weiß man die Welt der Arbeit und der Schelten, und die geht einen nichts an und erreicht einen nicht. Steht einem aber die Neugierde im Sinn, so kriecht man hervor, trippelt dem Waldbrand zu und guckt zwischen den Stämmen hervor, kichert, lacht und verkriecht sich wieder in die Abgeschiedenheit.

Ja, das waren schöne Stunden in der Stiftshütte!

Da ertappte eines Tages der Vater die beiden Engel in ihrem Nestchen, und nun war es aus, das Heiligtum zerstört. Man verbot ihnen nicht, es wieder aufzusuchen, und doch mieden sie es: wenn Menschaugen in einen Himmel blicken, fällt er ein.

Als später einmal Lene wieder von ungefähr an jene Stelle kam und die dünnen oder halbverfaulten Ueberreste ihres Paradieses erblickte, mußte sie sich gegen die Thränen wehren.

Und ähnlich ging es ihr jetzt. Wieder hatten Menschaugen ihre Stiftshütte entdeckt, nun wird vielleicht auch sie dem Verderben geweiht sein.

* * *

Ihre Ahnung sollte zur Wahrheit werden.

Hans, dem es in seinem öden Hause in Gesellschaft des unzufriedenen Vaters und der täglich zunehmenden Unordnung immer unbehaglicher wurde, drängte zur Hochzeit, schon im Herbst wollte er mit Lene an den Taufstein treten. Die Eichpree schnitt erst ein saures Gesicht und schüttelte energisch den Kopf; nachdem sie aber in Lüttiswyl einen Besuch gemacht und die mißliche Männerwirtschaft gesehen, gerochen und betastet hatte, gab sie den Widerstand auf. Nun hieß es im Eichhof die Finger rühren; denn die Mutter bestand darauf, daß Lene, soweit es ihre Geschicklichkeit in diesen Dingen

erlaubte, oder ihre Ungeschicklichkeit nicht verbot, die Aussteuer selber nähe. Die Braut arbeitete deshalb immer tief in die stille Nacht hinein, während sie tagsüber die Arme im Freien rührte. Trotz allem Fleiße mehrten sich die fertigen Laten und Hemden nur langsam, und im Feld ging die Arbeit auch nicht ihren rüstigen Gang.

„Das ist kein Schaffen,“ erklärte eines Abends die Mutter, „wir müssen der Hacke einen andern Stil geben.“

„Wie meinst du das?“

„Hermine muß nach Hause kommen und uns helfen, du schindest dich sonst zu Tode und kommst doch an kein Ziel. Es ist zwar schade um das Geld, das ihr jeden Monat in den Sack fällt; aber wenn du einmal in Lüttiswyl und Frau Bryner bist, so muß sie ja doch heimkehren. Wie sollte ich alte Frau Haus und Hof allein regieren?“

Lene erschrak bei dieser Eröffnung. Sie hatte lange nicht mehr daran gedacht; jetzt aber kam es ihr wieder in den Sinn, mit welchem Eifer Hans einst Herminens Bild betrachtet hatte. Ihr wurde in der Seele angst, und sie sagte: „Daß sie, wo sie ist, ich will die Hände noch mehr zappeln lassen und die Arbeit zwingen. Ich habe manchen Augenblick vergeudet und will nun die Zeit besser zusammennehmen.“

Die Mutter ließ sich für einmal von dem Gedanken abbringen; als sie aber sah, wie Lene sich nun abrackerte und sich fast keinen Schlaf mehr gönnte, griff sie zu einem Fetzchen Papier und schrieb darauf mit ihren ungelinkten Fingern folgende Zeilen:

Werde Hermine!

Du mußt nach Hause kommen, wir händ dich nöthig und mögen es allein nicht mehr gemachen, wegen Lenes Verlobung, wie du weißt. Wir sind gesund und wohl- auf und grüßen dich. Deine liebe Mutter

Berena Scholz.

Lene, die eine leidliche Hand führte, mußte die Adresse schreiben, dann wurde das Schriftstück zur Post getragen.

An jenem Abend zog Lene Herminens Bild aus der Schublade und betrachtete es lange. —

Als etwa zehn Tage später die beiden Frauen auf dem Felde ihrer Arbeit oblagen, erblickten sie etwas Grellesfarbiges, das gemächlich zum Hofe emporstieg.



Fischreiher
(*Ardea cinerea*).

DIE SCHWEIZ
1870

„Wohl weiß ich, daß Euch Frau Veronika
Das Mädchen, ihre Tochter jüngst versagte;
Es blieb nicht fremd im Orte, was geschah,
Und daß Euch, der so feck zu freien wagte,
Das Weib von dannen wies mit harter Rede!
Und dennoch, Herr, zeigt nicht so starren Sinn,
Laßt nicht entgelten andere, daß fehde
Herrscht zwischen Euch und meiner Meisterin!“

„Dem unbeholf'nen Alter ist nicht häufig
Das Mundwerk so wie dir, Gesell, geläufig!“
Höhnte der Arzt, und sich erhebend schritt
Der Thür er zu. „Du gehst,“ sprach er, „wohl mit!“
In meinem Dorfe warten meine Kranken,
Dich aber mein' ich hält zu Steg nichts mehr!“
Auf sah der Schmied, schien, was zu thun, zu schwanken,
Und blickte starr hinter dem andern her.

Doch plötzlich brach, da jener schon die Schwelle
Zum Geh'n gewendet raschen Schritts betrat,
Herfür mit heißen Worten der Geselle:
„Und sei's an Frau Veronika Verrat,
Erfahrt denn, daß der Tod seit zweien Tagen
Auch um Josepha, Eure Liebste freit!
Und wo der Tod wirbt, gilt kein langes Fragen!
Aunt, so Ihr könnt, versagt mir das Geleit!“

„Josepha krank?“ fuhr Erni auf. — „Seit gestern!“
Die beiden Männer standen Blick in Blick,
Darin sich still, beklagend ein Geschick
Der Seelen Stimmen schienen zu verschwestern.
Dann winkte stumm der Arzt, und beide schritten
Aus Haus und Dorf und wanderten bergan.
Am dunkle Höhen ging's wie Feuerfah'n,
Und in die Thäler frühe Schatten glitten.

IV. Die Schmiedin.

Es lag das Thal in's Leichentuch der Nacht,
In's schwüle, schwere, dunkle, eingeschlagen —
In ihrer Stube hielt die Schmiedin Wacht.
Den Schneckengang der Zeit ihr anzusagen,
Zerrann im Uhrglas Korn um Korn der Sand.
Ein Lämplein zeichnete von Licht ein Eiland
Um einen Gott am Kreuz an dunkler Wand:
Bleich leuchtete der gliederweiße Heiland.

Und, Beterin, die jenem sich befehlt,
Der je noch ihrer Seele Not geschlichtet,
Auf den Gefreuzigten in Sehnsucht hielt
Das Weib den thränenlosen Blick gerichtet.
Und saß, die Hände wild verkrampft im Schoß,
Nach Worten suchend, Laute stammelnd bloß,
Geboren jeder wie aus tausend Wehen;
Doch endlich brach vom Mund ihr dieses Flehen:

„Herr! Gib ein Zeichen: War es deine Hand,
Die strafend dieses Sterben wies ins Land,
Aufwuchernd jäh, von nirgend her gekommen,
Wie Brandrot nächstens über'm Thal erglommen?“

Im fürchterlichen Schicksal ahn' ich dich!
Zu mancher war im Thal, der von dir wich
Und dem die Schuld im Antlitz stand, im bleichen!
Strafft so die Sünde du? Herr, gib ein Zeichen!“

Doch ob die Betende gehofft, geglaubt,
Das bleiche Bildnis regte nicht das Haupt.
Der es umgab, es zitterte der Schimmer,
Der Helfer selbst blieb starr und leblos immer.
Der Sand im Uhrglas Korn um Korn zerrann,
Ein Schauer schüttelte des Weibes Glieder.
Sie saß und faltete die Hände wieder,
Und wieder hob sie stammelnd also an:

„Mein Gott! Du gabst mir eine bittere Gabe:
Heile, sprachst du, heile, die würdig sind!
Und sieh: mein Blick ist eng, mein Blick ist blind!
Ich wage nicht zu reichen meine Labe,
Erkennend nicht, wem du sie zgedacht!
So du dem Volke strafend schlugest Wunden,
Wie spräche frevelnd ich: Ihr sollt gefunden!
Mein Wissen setzend wider deine Macht!“

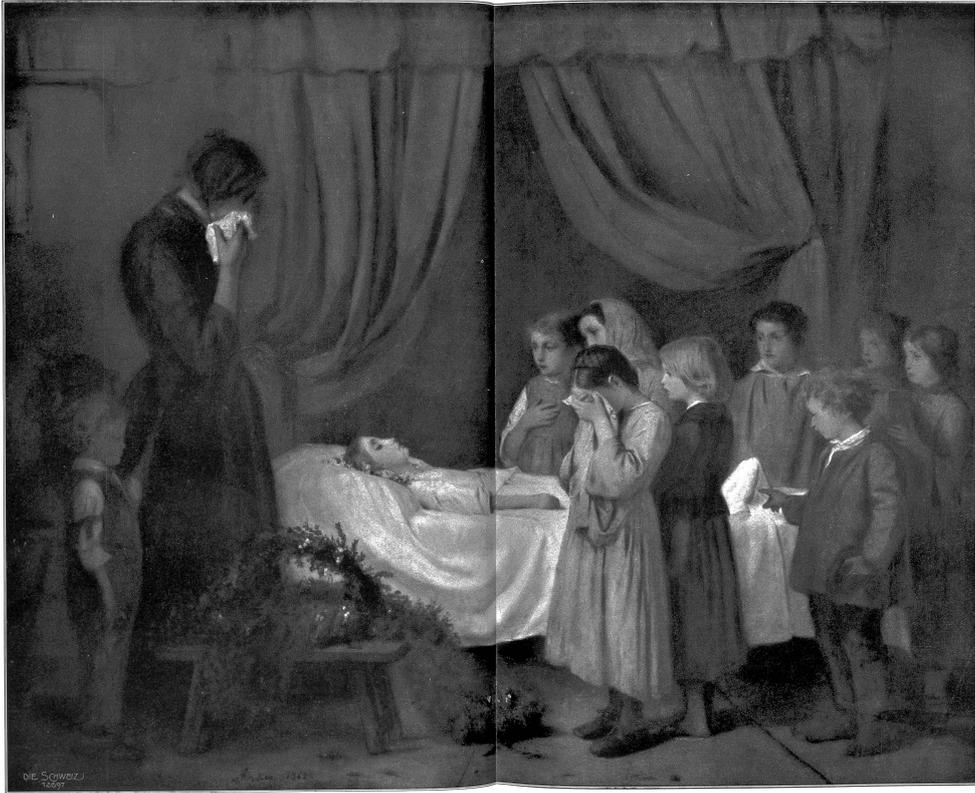
Die müden, schmerzumsuckten Lippen schwiegen.
Da scholl vom Nebenraum ein leiser Laut.
„Erni, mein Erni,“ klang's halb trüb, halb traut.
Ein Fieber schien die Schmiedin anzufliegen.
Es flackerte ihr Blick in irrem Schein,
Dann sprach sie: „Hörst du, Gott, die Tochter mein!
Vom Sterben könnte diese Hand sie retten,
Doch du, Allmächt'ger, legtest mich in Ketten!“

Das Murmeln starb, wie an des Meer's Gestad
Der Welle Murmeln stirbt. Und plötzlich schallte,
Thalher durch Nacht und Finsternis genacht,
Ein Schritt am Haus. Die Thür von Schlägen hallte
Und „Öffne!“ scholl mit zitternder Begier
Ett Rufen, zornig jetzt, jetzt bittend schier.
Der Stimme lauschte, der vor Beben heisern,
Das Weib und fuhr empor, die Jüge eisern.

Die Lampe griff sie auf und stieg hinab.
Der Eichenthüre schwerer Riegel gab
Dem Druck der Hand, der starken, nach mit Knarren;
Dann fuhr die Thür zurück. Im Lichtschein sah
Erni, den Arzt, die Schmiedin draußen harren,
Und hastig scholl es: „Frau Veronika,
Bei Eurer Seele Heil wollt' mich bescheiden —
Josepha — lebt sie — die gleich lieb uns beiden?“

Veronika, die Schmiedin maß den Gast.
„Ihr habt,“ so sprach sie kalt, „kein Recht zu fragen!
Die Antwort will ich dennoch nicht versagen:
Nicht lang mehr trägt mein Kind des Lebens Last!“
Doch jener trat voll heißen Jorns ihr näher.
„Wärt Ihr die Mutter, die ihr Kind verläßt!“
„Soll,“ höhnte sie, „ich Euch es retten! Eher
Kürz' ich ihm selbst der Stunden fargen Rest!“

„So helf' ich ihm, und niemand soll mich hindern!“
Mit einem Schritt trat er zur Thüre dicht.
Da flammte der Veronika Gesicht.
„Geht, Ketzer, and'rer Sünder Strafe lindern!“



DIE SCHWIZZ
1897

Die kleine Freundin.
Gemälde von Albert Anker, Ins (St. Bern).
Nach einer Photographie aus dem Privatbesitz Suterbaum.
Verlag von J. Suter, Zürich.

Geh hin! Erbarmt Euch, selbst gewissenlos,
Die Gott schlug, all' der Frevler klein und groß!
Was schert Euch, daß Schmach auf sich selber lade,
Wer den Unwürdigen verpendet Gnade?"

Dem Arzte glomm im Blick ein lodernnd Licht.
Dann brach es ihm wie Sturzbachflut vom Munde:
„Unselige, dich ford'r' ich vor Gericht,
Die du dem Menschen in der Sterbestunde
Vorwägst sein Gut und Böses, dem Krämer gleich!
Wer bist du, die, an Kunst und Wissen reich,
Im Land sie rings mit scheuer Ehrfurcht nennen,
Und willst des Mitleids Balsamkraut nicht kennen!"

„Wer ist dein Gott, der keine Gnade leiht,
Der ewig nörgelt, mißt und wägt und scheidet?
Da du ihm nahmst die Allbarmherzigkeit,
Hast seiner Würdigkeit du ihn entkleidet!
Und einen Gößen hobst du auf den Thron,
Der Kinder und der Feigen schwarzer Schrecken!
Die heilige Kunst zwangst du in Joch und Fron!
Laß mich aus deinem Taumel, Weib, dich wecken!"

„Mit meinem Tranke schreitet jetzt dein Knecht
Im Dorf von Haus zu Haus zu deinen Kranken
Und rettet die, die noch im Tod nicht sanken;
Ich aber, Weib, erzwinge mir mein Recht!
Es gilt dem Tod mein Liebstes zu entreißen!
Gib Raum! Kein Widerwort soll steh'n mich heißen!
Ein Fürst an Hoheit stand der Arzt von Steg,
Und langsam gab die Schmiedin frei den Weg.

Sein Schritt verlang auf Treppe und auf Diele.
Die Schmiedin stand und starrte in die Nacht.
Ein Wassermurmeln brach die Stille sacht,
Als ob im Bach Tropfen um Tropfen fiel.
Das Weib verweilte wie gebannt zur Schwelle;
Dann glomm es ihr im Auge kurz und helle,
Als ob daraus, erglänzt und schon vorbei,
Ein karger Tropfen still gefallen sei.

V. Der Tod.

Von Geschehen das ganze Volk lobpries
Den Arzt, der Wunder alle schauen ließ.
Drei Tage war's, daß er im Orte weilte,
Hier Schmerzen linderte, dort Bresten heilte,
Drei Tage war es, daß er schweigend stritt.
Und mählich hoben sich des Unglücks Schatten.
Aus ihnen, die zu schwer gelastet hatten,
Dem Volk der Flammenstern der Hoffnung glitt.

Und wie der Sorge Dunkel sich zerteilte,
Zerrann im Abendschein des dritten Tags
Des Himmels Nebelkleid. Das Licht enteilt;
Doch wie ein Schimmer roten Goldes lag's
Auf schleierlosen Firnen, auf den Lehnen:
In Rosen loderte der Horizont,
Und dort entglitt, vom Purpurschein umsonnt,
Der Wolken letzte Schar gleich stillen Kähnen.

Dann schwand der Tag, der glimmend noch gesäumt
Der Himmel schloß die ungemess'nen Tiefen,
Sternaugen, die zu lange, lange schliefen,
Thaten sich auf und leuchteten verträumt.
Und plötzlich brach ein weißer Schein in Garben
Von Strahlen durch des Aethers Trauerfarben,
Und schwellend stets und wachsend wundervoll
Aus ihm des Mondes bleiche Blume quoll.

Da floß von Silber in das Thal ein Strom,
Es troff der Wald vom Glanz, vom thauigfeuchten,
Und wo ein Stein war, fing er an zu leuchten,
Die felsbrust glomm, des Schneefirns Kuppel dom
Erschimmerte im Scheine bleicher Flammen,
Am Dorf im Grunde wuchs der Strom zur See,
Verschlang ein braunes Hüttlein je und je
Und schlug, ein friedlich' Grab, ob ihm zusammen.

Bis an die Schmiede stieg der weiße Glanz.
In eines Kämmerleins halbblinden Scheiben
Begann er ein verstohlen' Spiel zu treiben;
Von Lichtern ging ein wunderleiser Tanz
Auf dunklem Sims und weißen Bodenbrettern.
Ein Hüschchen dann und ein verschwieg'nes Klettern,
Dann zündete das Licht mit sachtem Schein
In eines Mägdleins Angesicht hinein.

Still lag's auf rauhem Pfühl, bedrückt mit Rosen,
Wie wenn aus Rosen eine Lilie scheint,
Und hielt den Blick, den frohen, kummerlosen
Dem eines andern Angesichts geeint.
Das war ihm wie in Andacht zugewendet.
„Josepha!“ klang's herüber leis und traut,
Und „Erni!“ zitterte zurück ein Laut,
Von blaffen Lippen liebesfroh versendet.

Und eine Weile blieb es still. Dann sprach:
„Der Mond geht auf!“ das Mägdlein leis und träumend,
Und dann wie froh auf ihren Lippen säumend
Klang's abermals: „Nun werd' ich doch gesund?“
Da hob das Haupt der junge Arzt am Lager,
Und streichelnd ihre Wange schmal und hager,
Er seinen Trost wie einst ihr wieder bot:
„Schnell malt die Sonne blasse Wangen rot!“

Wo in den Herzen geht das stille Läuten
Der Seligkeit, schweigt gern die Lippe still;
Denn was da singen will und jauchzen will,
Vermag des Wortes Klingklang nicht zu deuten.
So als es hell und heller ward im Raum,
Zwei selige Schweiger traf des Mondes Schimmer,
Die achteten der Flucht der Stunden kaum
Und sah'n sich an und fanden Worte nimmer.

Erst als, der sie belauscht, der Mond verschwand,
Hob sich das blasse Mägdlein auf vom Pfühle
Und tastete nach des Geliebten Hand,
Als suchte es Schutz in jähem Angstgeföhle.
„Die Mutter . . .“ sprach es stammelnd und verzagt
Und suchte in des Jünglings Blick zu lesen
Gleich dem, dem auf der Lippe schon gewesen
Die bange Frage, und der doch nicht fragt.

Doch Erni hielt die liebe Hand gefangen
Und stillend kaum verratenes Verlangen
Sprach fröhlich er: „Sei, Mägdlein, guten Muts!
Was werden will, wohl noch verborgen ruht's
Im Dunkel künft'ger Zeit; doch will mir scheinen,
So, wie ich schlug der bösen Gegner einen,
Von dessen Kuß dir noch die Wange blaß,
Zwing' ich den andern auch, der Mutter Haß!“

„Drei Tage lang — mir scheint's ein gutes Zeichen —
Sah mich die Mutter hin und wieder geh'n
Und hieß mich nicht von deinem Lager weichen.
Oft an der Thür wußt' ich derzeit sie steh'n,
Lauschend und harrend, ob uns Hoffnung bliebe.
Groß ist sie wie im Haß so in der Liebe,
Und Liebe schlägt den gold'nen Brückensteg
Wohl über abgrundtiefen Haß hinweg!“

So bannte Erni seines Mägdleins Bangen,
Da faßte es ein friedlich' Schlafverlangen,
Dem Kind gleich, das mit zärtlicher Geduld
Mit Märchen in den Schlaf die Mutter lullt.
Und als der Eider Pförtlein nun sich schlossen,
Zwei rote Rosen auf den Wangen sprossen,
Und Erni sah's und stammelnd ein „Gottlob!“
Vom Stuhl am Bett er leise sich erhob.

Noch stand er zögernd wie gebannt zur Stelle,
Den Blick auf die Entschlummernde gewandt,
Und dann gleich dem, der plötzlich sich ermannt,
Trat er hinweg und überschritt die Schwelle
Zum Wohngeläß der Schmiedin. Es war leer.
Doch, was ihn drängte, litt nicht Aufschub mehr,
So ging er, die zu suchen, die in Händen
Es hielt, ihm Wonne oder Leid zu spenden.

Still lag das Haus. Des Suchers Schritte nur
Erklangen leise in Gemach und Flur.
Und je und immer war sein Weg vergebens.
In nächst'ger Stille keine Spur des Lebens!
Es war, als stehe auf verschwieg'ner Lauer
In dunkeln Kammern schwarzvermummte Trauer.
Da zog's den späten Wandler aus dem Haus,
Dem totenstillen, in die Nacht hinaus.

Und kaum, daß eines kurzen Schrittes Spanne
Ihn von der Schmiedin düst'rer Wohnstatt schied,
Trat aus der Nacht, wo jedes Licht sie mied,
Veronika, stand aufrecht vor dem Manne,
Ein Schatten, der von Schatten sich gelöst.
Dem Dunkel selber schien sie zu entstammen,
Hochragend die Gestalt, das Haupt entblößt,
Und in den Augen ging ein heimlich' Flammen.

„Ich harrete dein,“ sprach sie den andern an.
Und dann, mühsam dem herben Mund entwunden,
Ward laut ein Fragen: „Ist dein Werk gethan,
Und wird, die du dir warbst, die Braut, gesunden?“
„Sie ist gerettet,“ sprach der Jüngling da.
Und seltsam gab zurück Veronika:
„Ich bin so klein nicht, and're zu beneiden:
Dir gönn ich deine Kunst, das Glück — euch beiden!“

Und Erni bot die Hand ihr frank und frei.
„Ihr zürnt nicht mehr?“ klang herzlich seine Frage.
Da wehrte sie: „Laß gut sein! Für uns zwei
fällt kleiner Alltagszorn nicht in die Wage.
Wir waren beide Diener eines Herrn!
In deine legte wie in meine Hände
Ein Körnlein Reichtum er und sprach: Nun spende!
Und, Freund, wir spendeten wohl beide gern!“

„Du liebst mit vollen Händen auszuteilen
An Gut und Böse, Vornehm und Gering,
Der Diener Gottes ward ein Herr derweilen!
Ich konnte den, von dem ich selbst empfang,
Wo immer ich gespendet, nie vergessen,
Nichts wollt' ich heißen als sein treuer Knecht
Und ewig zag und fragend: Spend ich recht,
Hab' ich die Spenden farger zubemessen.“

„Dir aber, der mit offner Hand verteilt,
Schreit Beifall alles Volk, dich preist die Menge.
Das schwärmt herzu, ein jeder drängt und eilt,
Daß ihm zu haschen, was du gibst, gelänge.
Aus deinen Händen reißt das Gnadengut
Das gierige Volk und jubelt: Seht den Spender!
Die Welt versteht das Betteln allzugut,
Und wer ihr wohl thun will, wird zum Verschwender!“

„Was Wunder, daß sie mich, die geizige, schilt!
fremd bin ich worden ganz in ihren Landen,
Und ich verstand, so wohl ich war gewillt,
Die Welt nicht, noch hat mich die Welt verstanden.
Doch die von ihr mich, sie von mir befreit,
Zum Glockenschlage nahe ist die Zeit! —
Mein Kind verlaß ich! Du magst es betreuen!
Denn sieh: Ich gehe — gehe ohne Reuen!“

Der Widerrede wehrend still und groß
Der Worte Wohlklang ihr vom Munde floß,
Und dann mit plötzlich unverseh'ner Schnelle
Entglitt in's Dunkel sie, der Uferstelle
Des Wildbachs zu. Und Erni, jäh erbleicht,
Sah schon den steilen Bord von ihr erreicht.
Wildhastend sprang er, daß er ihr noch wehre,
Hinzu und griff nach ihr und griff — in's Leere.

Ein Wellenberg hob zischend sich empor
Und fiel zurück und sank in sich zusammen.
In dunkler Tiefe ging — ein dumpfer Chor —
Der Wasser Murmeln wie sie thalwärts schwammen.
Am Bord stand Erni. Langsam ging die Stunde,
Noch immer rauschte es und sang's im Grunde,
Und thalwärts floß im Dunkel Zug um Zug
Die Wildbachflut, die ihren Raub vertrug. —

Vom weiten Weg zu Thal vom ewigen Schnee
Ruht aus der Wildbach im Vierländersee.
Nach Wochen war's, da glitt hinaus in's Blau
Des stillen Wassers eine tote Frau.
Und es geschah: zur selben Stunde, da
Das Seegrab aufnahm Frau Veronika,
Daß im Gebirg zum Altar that den Weg
Der Schmiedin Mägdlein mit dem Arzt von Steg.

